

Hermeneutische Blätter
1/2 · 2007

UNSICHTBAR

Institut für Hermeneutik
& Religionsphilosophie
Theologische Fakultät
Universität Zürich

Thematisches

Editorial: Was sich <i>nicht</i> zeigt. Vom Sehen des Unsichtbaren <i>Philipp Stoellger</i>	4
Un-sichtbar. Den Nächsten sehen <i>Arne Grøn</i>	5
Un-sichtbar <i>Claudia Welz</i>	13
Creatura invisibilia. Zur Theologie der «Mächte und Gewalten» <i>Simon Peng-Keller</i>	24
Vom unsichtbaren Menschen <i>Rebekka Klein</i>	33
Gott kann sich sehen lassen. Einige Einblicke in Bewältigungen des Unsichtbarkeitsproblems <i>Stephan Schaede</i>	47
Von gnädiger Unsichtbarkeit. Zwischen der Sichtbarkeit des Menschen und der Unsichtbarkeit Gottes <i>Philipp Stoellger</i>	70
Religion im Jugendalter. Ein unsichtbares Phänomen mit offensichtlichen Herausforderungen <i>Thomas Schlag</i>	84
«Kein Aug hat je gespürt». Eine liturgiehermeneutische Skizze zum <i>Hymnus angelicus</i> <i>Thomas Klie</i>	99
Vom Sichtbarmachen des Unsichtbarwerdens – vom Unsichtbarmachen des Sichtbarwerdens <i>Pierre Bühler</i>	106
Unsichtbar Meditation zum Lukasevangelium 19,1-10 <i>Kirsten Busch Nielsen</i>	113

«... und ist doch rund und schön» Eine Mondbetrachtung <i>Ralph Kunz</i>	117
Das Geheimnis der Kirche: verborgen im Sichtbaren. Überlegungen zur interkonfessionellen Verständigung über das evangelische, orthodoxe und römisch-katholische Verständnis der Kirche <i>Hans-Peter Großhans</i>	121
Sehen, was man hören will? Ein Plädoyer gegen den Visualisierungswahn <i>Andrea Anker</i>	139
Sichtbarkeit des Kunstwerks und unsichtbarer Künstler. Überlegungen zum Zusammenhang von Moral, Ästhetik und der Bewertung von Kunst <i>Hartmut von Sass</i>	148
ich sehe was <i>Ute Sengebusch</i>	164
Mikroskopische Unschärfe. Emailwechsel über Unsichtbarkeit und Gedicht <i>Derek Bochmann / Andreas Mauz</i>	166
Invisibilia, an et quomodo sint intellecta <i>Paul Michel</i>	176
Die Wahrhaftigkeit sichtbarer Unsichtbarkeit <i>Kornelia Imesch</i>	182
Unsichtbar? <i>Jürg Albrecht</i>	195
Die Unsichtbarkeit des Bildes, oder Ein Gemälde ist kein Bild <i>Ralf Simon</i>	212
Unsichtbarkeiten im Bild. Zu einer «Kritik der Ikonizität» <i>Dieter Mersch</i>	219
Das Unsichtbare erzählen. Gedankenspiele während einer Bildbetrachtung <i>Adelheid Pohl</i>	234

«Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar» Literarische Sehhilfen in Antoine de Saint-Exupérys <i>Petit Prince</i> <i>Franziska Pilgram-Frühauf</i>	243
«Das Hotel von Edward und Florence [...] gibt es nicht.» Von den Möglichkeiten der Literatur, unsichtbare Schauplätze zu schaffen <i>Barbara Piatti</i>	250
Unsichtbare Städte <i>Felix Keller</i>	261
«War es gestern, oder war's im vierten Stock?» Plädoyer für ein Wahrnehmen von Unsichtbarem in der Stadt <i>Anne Brandl</i>	273
Der T-Effekt <i>Wolfgang Marx</i>	280
Und nicht führen, wohin du willst? Über die «unsichtbare Hand», eine utilitaristische Lesart und das Ziel der Verteilungsgerechtigkeit <i>Stefan Grotefeld</i>	286
Schluss: Es git e Bueb mit Name Fritz	295
Impressum	

Von gnädiger Unsichtbarkeit

Zwischen der Sichtbarkeit des Menschen und der Unsichtbarkeit Gottes

Philipp Stoellger

«Denn die wahre Religiosität ist, gleichwie Gottes Allgegenwart an der Unsichtbarkeit kenntlich ist, eben an der Unsichtbarkeit kenntlich, d.h. sie ist nicht zu sehen.»
Kierkegaard¹

Unsichtbare Religiosität?

Die unsichtbare Religiosität als die wahre? Wohl kaum.

Religiosität (an der Unsichtbarkeit kenntlich) meint hier schwerlich die vielgequälte «invisible religion», frei flottierende Religiosität, die frei von allen Bindungen und möglichst auch von Traditionen, Riten und Verpflichtungen tun und lassen mag, was ihr gefällt. Auch wenn dies manche für die Steigerungsform der Religion halten, für die neue Phase der Religionsgeschichte, in der sich endlich Kulte, Dogmen, Institutionen und Riten auflösen im Zeichen von spät-moderner Globalisierung. Das mag es geben – aber diese Form der Verflüchtigung ist eine Unsichtbarkeit, eine Invisibilisierung, die sich um die «Wahrheit» dieser Religiosität wenig kümmert.

«Gottes Allgegenwart» mag man zwar für eine Lizenz halten, ihn allüberall zu suchen und, wenn man denn unbedingt will, auch zu finden. Solch ein Wille zu Gottes Gegenwart wird schon finden, was er will. Aber ob es ein bestimmter Gott ist, ob der schweigt oder redet, ob er heilsam wirkt oder strafend, oder ob das ein indifferentes Numinosum bleibt, all das bliebe offen. Zu offen und daher so indifferent wie gleichgültig. Wer damit leben kann, mag das tun. Ob man damit sterben kann, gar getrost, mag man bezweifeln.

Sichtbarkeit der Religion?

Religion, selbst die protestantische, müsse *sichtbar* sein. Das ist das Credo von Kirchenführern, -fürsten und -managern in Zeiten der

¹ S. Kierkegaard, Abschliessende unwissenschaftliche Nachschrift zu den Philosophischen Brocken, Gütersloh 1982, II, 183.

neuen Medien. So müsse auch die ökumenische Einheit der Christen *sichtbare* Einheit sein und werden. Der akute Bedarf nach Identität als Identifizierbarkeit der Religion zielt auf *sichtbare* Zeichen, seien es römische Kleiderordnungen und ihre kirchlichen «fashion victims» oder ähnlich inspirierte Rituale und Gesten.

Das ist offensichtlich der «mainstream», nicht nur in Sachen Religion. Was ist, ist sichtbar, sonst ist es nicht. Und was *noch* nicht sichtbar ist, muss es werden, sonst bleibt es irrelevant, als wäre es nicht. Sichtbarkeit wird zum Kriterium des Seins. Nur was man *zeigen* kann, vorweisen, und *worauf* man zeigen kann, das ist unwidersprechlich, evident und «Tatsache». Und was nicht sichtbar ist, wird sichtbar gemacht.

Dahinter steht die durchaus plausible Auffassung, was unwidersprechlich sei, müsse evident sein. Evidenz ist das Offenbarsein des Wirklichen, vielleicht auch des Wahren. Aber offene Sichtbarkeit als ultimatives Kriterium – das führt nur zu leicht auf Abwege. In universitären Kontexten führt das bekanntlich dazu, dass nur die Wissenschaften, die mit Sichtbarem zu tun haben, als echte Wissenschaften gelten. Die Reduktion von Sichtbarkeit auf Empirie, auf experimentelles Vorweisenkönnen des Sichtbaren, dominiert die Wahrnehmung – auch in der Öffentlichkeit. Dass diese Reduktion auf *empirische* Sichtbarkeit nur eine Schwundform der Fülle des Sichtbaren ist, versteht sich. Dass in den Wissenschaften diese Sichtbarkeit massgeblich ist, leider auch.

I Vorspiel

Eskalationen der Sichtbarkeit: Wissenschaft als Visibilisierung?

Das Fernrohr wurde zum Symbol der Astronomen für die Entdeckung neuer Sterne und ferner Welten, seit Galileo (1609; 1608 H. Lipperhey) und Kepler (1611). Das *Mikroskop* wurde zum Symbol der Naturforscher (1665 R. Hooke), die Zellen und Bakterien, die kleinen Welten im Verborgenen und ihre Bewohner entdecken liessen (1680 A. v. Leeuwenhoek). Die von Columbus vorgemachte Entdeckung neuer Welten mit den eigenen Augen wurde zur Urimpression des Naturwissenschaftlers – wenn nicht als kleiner Weltenschöpfer, so doch als grosser Weltentdecker. In dieser Tradition sehen sich auch manche Neurophysiologen. Das

brain imaging als neue Optik, die endlich die Welten im Kopf zu erschliessen verspricht.²

Wenn man in diesem Sinne Wissenschaft (hoch normativ!) bestimmt (und entsprechend fördert), ist klar, dass «bildgebende Verfahren» der für alle massgebende Ausweis werden. Die (hoch fiktiven und fingierbaren) «Bilder» dieser Verfahren zeigen unheimlich klar, wie erfolgreich und massgeblich solch ein Setzen auf Visibilisierung ist. Die Visibilisierungstechniken – und die entsprechenden Wissenschaftler als Visibilisierungstechniker – versprechen viel: sichtbar zu machen, was unsichtbar war. Wo Dunkel war, werde Licht. Und so wird mit Farbenspiel sichtbar gemacht, was man meint sehen zu können im Hirn. Licht ins Dunkel der Gedanken zu bringen, ist ein alter Aufklärungsgestus. Es ist auch ein Offenbarungsgestus: endlich geht ein Licht auf, das die nebulösen Gedanken klärt und erleuchtet.

Und in diesem Zeichen Theologie zu betreiben? Das nennt sich dann «Neurotheologie»: meditierende Mönche im Hirnscanner, um zu sehen, wo es flackert, wenn die ihre vermeintliche *unio mystica* erleben. Es wäre nicht ohne Reiz zu schauen, ob bei den entsprechenden Neurotheologen noch Gedanken, gar Nachdenklichkeit, sichtbar zu machen wäre. Oder wie es der Neuropsychologe Lutz Jäncke einmal schrieb: «Im Grunde müsste man unsere Kollegen mahnen, nicht bloss die Hirne anderer unter den Scanner zu legen, sondern auch «den eigenen Kopf» zu benutzen»³.

Denn trotz allem Flackern auf dem Schirm der Neurowissenschaftler bleibt prinzipiell unsichtbar, *was* dort gedacht wird, wenn denn gedacht wird. Als wäre die Auflösung der Bilder höher als die der Semantik. Als könnte mit (semantisch indistinkten) Bildern gezeigt werden, was doch selbst der (syntaktisch und semantisch distinkten) Sprache nur mit Mühe gelingt. Das Versprechen der bildgebenden Verfahren ist schon ungeheuer – und wird entsprechende Enttäuschungen nach sich ziehen, oder aber entsprechend ungeheure Reduktionen. Was unsichtbar bleibt, ist nicht; nur was sichtbar wird, ist. Dabei würde viel auf der Strecke bleiben.

Die sensationslüstern suggestive Frage der selbsternannten «Neurotheologen» «Sitzt Gott im rechten Schläfenlappen?» (so A. Newberg u.a.) verkennt nicht nur die Allgegenwart Gottes, sondern auch, dass er gerade an seiner Unsichtbarkeit kenntlich ist, wie Kierkegaard notierte. Hier hat sein theologisches Insistieren auf der Unsichtbarkeit eine Pointe. Und die lässt sich christologisch wieder-

² M.I. Posner/M.E. Raichle, *Images of Mind*, New York 1994.

³ L. Jäncke, *Wie unser Gehirn liest und wie wir das Gehirn lesen*, in: Ph. Stoellger (Hg.), *Genese und Grenzen der Lesbarkeit*, Würzburg 2007, 35–40, 39.

holen: dass dieser Mensch Gott ist, dass sich in ihm Gott zeigt, ist nie und nimmer sichtbar. Was man wohl gesehen hätte, hätte man Christus in den Hirnscanner legen können? Vermutlich weniger als bei den meditierenden Mönchen.

Als könnten die «Neurotheologen» endlich offenbaren, was Gott uns bisher verborgen habe: wo genau er zu wohnen beliebe. Solch einen unbedingten Willen zur Visibilisierung kann man leicht als Eskalation der Empirie kritisieren. Endlich könne man dem Denken beim Denken zusehen, aus der ersten Reihe und durch das Fenster, das uns endlich die Segnungen der Neurowissenschaften geöffnet haben sollen. Im Überschwang der bunten Bilder vom Inneren des Hirns scheint man zu meinen, man hätte auch nur irgend etwas verstanden, wenn man schaut, wo es flackert. Das falsche Versprechen könnte aber mehr sein als überschwengliche Empirie. Es könnte auch eine akute Enthüllungsmanie sein, die die Visibilisierung als Offenbarung versteht, mit der evident sichtbar werde, was das Geheimnis der Welt und des Lebens sei.

II Zwischenspiel

Sichtbarkeitssucht?

Diese Karikaturen des ungeheuren Drangs zur Sichtbarkeit zeigen nur verzerrt, was sich anscheinend mittlerweile von selbst versteht: das Wahre muss sichtbar sein, sonst kann es nichts Wahres sein. Vermutlich reicht die Intuition noch weiter: was ist, muss sichtbar sein, sonst ist es nicht. Die (nicht nur) triviale Konsequenz dessen ist der spätneuzeitliche Cartesianismus: Ich bin im Fernsehen, also bin ich. Und bin ich nicht im Fernsehen, bin ich nicht. Nicht das Sehen, sondern das *Gesehenwerden* wird zur Seinsvergewisserung.

Neigt der Mensch zu einer Sucht nach Sichtbarkeit? Zumindest der spätmoderne Mensch, der sich nicht mehr allgegenwärtig unter den Augen Gottes geborgen weiss? Der Mensch lebt nolens volens *zwischen* Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Je mehr Sichtbarkeit, desto mehr Sein, ist die eine Intuition. Aber wem die Sichtbarkeit unbehaglich wird, der wird die Unsichtbarkeit als menschlichen Rückzugsraum wahrnehmen. Die Höhlen des Daseins sind so behaglich, weil man nicht ständig dem Blick der Anderen exponiert ist.

Sichtbarkeit des Menschen

«Wenn man einander von Angesicht zu Angesicht sieht, so ist man Sehender und Gesehener in einem. Insofern hat dabei das Moment der Passivität den Vorrang, als in diesem Falle das Sehen vom Gesehenwerden oder aber auch vom Nichtgesehenwerden bestimmt ist. Das Hinüberspielen von der Aktivität der Handlung in die Passivität des Widerfahrnisses wird auch an dem Ineinander von Aussehen und Ansehen deutlich»⁴, bemerkte Gerhard Ebeling. Diese Passivität des *Gesehenwerdens* – ist ambivalent. Vor den Augen Gottes ist gesehen zu werden im Zweifel tröstlich. Im Auge des Gesetzes kann das schon anders sein. Und vor den Augen aller Welt?

Der Mensch ist sichtbar. So lautet der Hauptsatz von Hans Blumenbergs Anthropologie, der «Beschreibung des Menschen». Denn die Sichtbarkeit des Menschen ist die Bedingung für seine Beschreibbarkeit. Weil er sichtbar ist, kann er wahrgenommen werden. Und er kann wahrnehmen, dass er wahrgenommen wird. Das ganze Spiel der Kultur, die Interferenzen von Selbst- und Fremdwahrnehmung gäbe es nicht für unsichtbare Menschen.

–Was offensichtlich nicht stimmt. Denn der Mensch ist auch riechbar, hörbar, tastbar und manchmal sogar zu schmecken. Insofern ist seine Sichtbarkeit eine Metonymie für seine Wahrnehmbarkeit. Bleibt man aber einmal bei diesem Teil des Ganzen seiner Wahrnehmbarkeit, ist das folgenreich genug.

Die Sichtbarkeit des Menschen bedeutet auch seine *Exposition*. Wie ein ausgestelltes Bild ist er vor aller Augen, potentiell zumindest. Und das ist eine ambivalente Situation. Denn sie ist unkomfortabel, gelegentlich unbehaglich und manchmal auch gefährlich. Bilder kennen Attentate, Menschen auch. Sichtbarkeit heisst Verletzbarkeit. Und dennoch: seltsamerweise sucht manch einer die Sichtbarkeit bis in die Sucht der Selbstdarstellung hinein. Andere meiden sie. Und das ist verständlich. Denn derart exponiert zu sein, ist heikel, wenn nicht sogar gefährlich.

Wie gefährlich zeigt der Personenschutz. Nur hilft der nie und nimmer gegen die Sinnenfälligkeit des Leibkörpers der Person. Der Papst mag noch so gesichert gezeigt werden im Papamobil – er bleibt doch sichtbar. Das ist ja der Sinn der Sache. Vor aller Augen ist er dem Blick der Anderen exponiert. Er zeigt damit, was er ist und hat. Er repräsentiert angeblich die Einheit der Christen. Und das ist nicht gut so. Denn es verspricht und suggeriert, diese Einheit sei sichtbar, gar in einer Amtsperson.

⁴ G. Ebeling, Dogmatik des christlichen Glaubens, Tübingen ³1987, I, 350.

Undurchsichtigkeit des Menschen

Der Mensch mag sichtbar sein und das auch noch steigern wollen, televisionär, medizinisch, neurotechnologisch oder genetisch bis in die moderne «Sicherheitstechnik» der allgegenwärtigen Überwachung. Aber der Mensch ist glücklicherweise nie und nimmer *durchsichtig* – wie ein Glas, klares Wasser oder die Luft oder luftige Geister. Und die Wahrung dieser Undurchsichtigkeit hat etwas mit seiner Würde zu tun.

Das Opake des Menschen ist seine Leibhaftigkeit, die als unantastbar geschützt ist. Aber sie macht ihn auch sichtbar. Und das verträgt sich schlecht mit dem Begehren nach «Transparenz» und «Durchsichtigkeit». Die unsichtbare Reflexion des Denkens mag auf Transparenz zielen. Die Reflexion der Humanwissenschaften, vor allem von Humanmedizin und -biologie, mögen auf möglichst vollständige Transparenz des Körpers zielen. Die Überwachungstechniken im Namen der Sicherheit mögen auf möglichst vollständige Transparenz der Lebensführung möglichst aller zielen.

Aber all diese Sichtbarkeitstechniken ergeben maximal eine Transparenz des Körpers, seiner Biologie und seiner Bewegungen im öffentlichen Raum. Es ist nicht die Durchsichtigkeit des Leibkörpers, in dem wir leben. Der bleibt opak, so durchsichtig auch seine Funktionen für den medizinischen Blick sein mögen.

Und das ist gut so. Denn wäre der Leibkörper nicht mehr opak – er wäre von engelsgleicher oder dämonischer Luftigkeit. Das Opake daran ist auch ein Schutz gegen allzu weit gehende Durchsichtigkeit. Gleiches gilt für das Dunkel im Kopf. Wäre darin alles aufgeklärt, wäre am Ende gar mit Hirnscannern alles jederzeit sichtbar zu machen – könnte man nicht mehr Singen «Die Gedanken sind frei». Es gibt auch eine Gnade der Unsichtbarkeit – gegenüber dem Gesetz der Sichtbarkeit und der bedrängenden Sichtbarkeitssucht.

Daher ist das Bedürfnis nach dem Opaken auch grösser, als dass es durch den undurchsichtigen Leib befriedigt werden könnte. Die Haut allein verdeckt nicht genug. Denn nackt wären wir erheblich exponierter und verletzlicher, als uns lieb sein kann. Das Begehren nach gesteigerter Unsichtbarkeit schafft die lebensweltlichen Schutzwälle des Daseins von «Heim und Herd» bis in die sozialen Maskenspiele, die soziale Rollen als Masken. Aber am offensichtlichsten und nächstliegenden ist es die Kleidung, die den Anderen die gnädige Unsichtbarkeit des Darunter gewährt – und einem selbst entsprechendes vor den Augen der Anderen.

Unsichtbare Kleider sind nur selten der königliche Gipfel der Mode, sondern meist einigermassen untragbar. Auch wenn manche

Kleider im Grenzwert zu dieser Unsichtbarkeit neigen, werden sie dadurch nicht tragbarer, zumindest nicht vor Augen der meisten. Auch wenn das Begehren immer Enthüllung will, Entkleidung in diesem Falle, gilt das doch nur für die Fälle derer, die sich sehen lassen wollen und manchmal auch können. Die Ausnahme bestätigt die Regel der erfreulichen Unsichtbarkeit des Leibkörpers.

Es gibt nicht nur eine Sichtbarkeitssucht und die Eskalationen der Sichtbarkeit, es gibt auch die entsprechende Unsichtbarkeitslust und deren Steigerung. Von Mode bis zu Immobilien, von Avataren bis zum Inkognito: all diese Masken und Gehäuse bieten Schutz vor der unangenehmen Sichtbarkeit. Gesehen werden mag manchen eine Lust sein, wenn man meint, sich entsprechend präsentieren zu können. In der Regel aber ist die Exposition vor aller Augen unheimlich. Wer wollte schon, dass einem jedermann ins Fenster schauen kann oder bei der Arbeit über den Rücken, gar beim Denken ins Hirn?

Unsichtbarkeit des Menschen

Der Mensch ist glücklicherweise auch unsichtbar. Denn seine «Oberfläche», sein Leibkörper, ist einerseits die Bedingung seiner Sichtbarkeit, andererseits eine Bedingung seiner Unsichtbarkeit. So sehr sich der Mensch zeigt in seinem Körper, so bleibt unter dieser Oberfläche doch vieles unsichtbar. Das wissen Internisten ebenso wie Neurowissenschaftler. Aber nicht nur die.

Was unsichtbar ist am Menschen ist alles am Körper, was nicht «oberflächlich» ist. Sein Innen im Unterschied zum Aussen. Und das ist nicht das Geringste. Die Befindlichkeiten spielen dort wie die Emotionen und Gedanken. Nicht nur dort, aber ohne ein Innen hätte der Mensch kein Aussen. Wenn er sein Innerstes nach aussen kehrt – ist das eben eine Metapher für die Darstellung dessen, was er ist, sein will oder zu sein begehrt. Das Aussen des Menschen kann ihm zur Darstellung dienen.

Weder sein Innen noch sein Innerstes hingegen werden dabei zur Oberfläche. Das zeigt nicht zuletzt die Vergeblichkeit einer «Physiognomik». Als könnte man an Mimik und Gestik eines Menschen seinen Charakter erkennen. Man sieht viel daran, wie sich der Mensch gibt und befinden mag. Zwischen Unsichtbarkeit der «Seele» und der Sichtbarkeit der «Affekte» spielt das Leben des Menschen. Denn die Affekte sind nolens oder volens Ausdruck der Gestimmtheit und Befindlichkeit. Aber die Metapher, man könnte ins Innerste schauen, wenn man ihm ins Gesicht und in die Augen schaut – ist hyperbolisch.

Das gilt nicht nur für die Fremdwahrnehmung. Auch in der privilegierten Selbstwahrnehmung ist dem Menschen vieles unsichtbar. Wer hätte je seinen eigenen Rücken gesehen. Selbst im Spiegel sieht man ja nicht sich selbst, sondern nur sein Spiegelbild. Das «Appräsente», die unsichtbare Kehrseite, ist dem Blick entzogen. Daher ist der Rücken auch besonders ungesichert. Fällt einem etwas in den Rücken – trifft es einen am wehr- und schutzlosesten Ort. Das macht es so unbehaglich, wenn einem eine Reihe anderer im Rücken sitzen. Sie sehen mehr als man selber, und sie sitzen einem irgendwo «im Nacken». Sitzordnungen sind auch Sichtbarkeitsordnungen.

Kultur lebt davon, dass einiges unsichtbar ist und bleibt. Andernfalls lebten wir wie die Laborratten unter ständiger Beobachtung. An der Universität ist das so leicht nachvollziehbar wie im Pfarrhaus: wer ständig auf das zeigen muss, was er tut, oder wer ständig unter Beobachtung stünde, der lebte unter beunruhigend ungnädigen Bedingungen. Zuviel Sichtbarkeit ist inhuman.

Dafür spricht auch – *die Unsichtbarkeit der Seele*. Denn sie ist der Inbegriff der Unsichtbarkeit des Menschen. Daher ist es auch so vergeblich, sie «sehen» zu wollen – und so tragikomisch, wenn man meint, sei sie nicht, weil sie nicht zu sehen sei. In dieser Entzogenheit der Sichtbarkeitsgelüste gegenüber ist und bleibt sie das Refugium der Menschlichkeit des Menschen.

Und wenn von der «Freiheit eines Christenmenschen» gilt, sie gälte für den *inneren* Menschen, nicht zuletzt für seine Seele, sein Gottesverhältnis also, dann kann die derzeit viel gepriesene «Kirche der Freiheit» nicht vor allem auf Sichtbarkeit aus sein. Wenn der Protestantismus sein Heil in der Visibilisierung sucht – könnte das prekär werden. «Ich bin in den Medien, also bin ich», das gilt weder für die Seele noch für eine Religion, die an der Unsichtbarkeit kenntlich ist.

III Nachspiel

Religion als Sichtbarkeit?

Medienreligion wäre im Grenzwert diejenige Religion, die sich restlos in die audiovisuellen Medien überführen liesse; oder die Religion, die in den Medien «in ihrem Element» wäre. Das wären der Fernsehprediger, der Missionskanal, «Megachurches» oder die ewige Gottesdienstberieselung. «McChurch», polemisch gesagt.

Dergleichen gibt es zwar, und es rechnet sich anscheinend auch. Nicht wenigen scheint es sogar zu gefallen. Aber es zieht wohl oder übel den Verdacht auf sich, vor allem *Simulation* von Religion zu sein. Vor allem Schein, wenig Sein. Oder zumindest allzu ostentativ: eine Religion mit erhobenem Zeigefinger, der den anderen mahnt, und auf sich und «den Bildschirm» als Heilsmedium verweist.

Eine nicht nur geschmacklose Art der Religion, auch eine Religion, die von ihrer Sichtbarkeit verschlungen zu werden Gefahr läuft. So ernst und ehrlich die Antriebe darin sein mögen, so grotesk wirken sie, wenn sie zur Religion als audiovisuelles Medienereignis werden. Wem's gefällt – der sollte sich von Kierkegaard fragen lassen, ob denn diese Religion an Erschöpfung leiden könnte. Daran, sich in Sichtbarkeit zu erschöpfen. Sie könnte im Grenzwert die Erfüllung der Zeichenforderung werden – und wäre doch in dieser Vollendung nur die Erfüllung der Zeichenforderung. Tragisches Ende.

Und darum ist bei allen Quotenerfolgen und Eindrucksqualitäten solch eine Visibilisierung zwecks Vermarktung von Religion unerträglich. Sie setzt auf Sichtbarkeit, als wäre Religion vor allem, was sichtbar ist (um zu sein oder wenigstens, um verkäuflich zu sein). In Politik, Ökonomie, Wissenschaft oder auch Kunst ist dergleichen natürlich genauso üblich. Was sichtbar ist, ist. Was nicht sichtbar ist, ist nicht – ist nicht wahrnehmbar und daher ohne Belang. Dann alle Energien auf die Sichtbarmachung, auf Visibilisierung, zu setzen – das ist so verständlich wie abwegig. Denn es verwechselt «was sich zeigt» mit dem «worauf man zeigen kann». Es verwechselt das diskrete Sichzeigen von Religion mit dem unbedingten Willen zur Sichtbarkeit.

Dem zu widerstehen – fällt überaus schwer, wenn man am Sichtbaren gemessen wird. Wenn Auflage und Quoten die Seinsgrundregeln bilden gilt: was etwas ist, zeigt sich an seinem sichtbaren Erfolg. Sichtbarkeit als Daseinsgrund, als Sinn und Zweck des Daseins. Dann sind selbst die Medienstrategien von Attentätern leider nur zu verständlich. Nicht der Anschlag selber ist entscheidend, sondern dessen mediale Präsenz. Der Anschlag könnte auch fingiert sein, eine Medieninszenierung – und hätte damit seinen Erfolg. Wichtiger ist die Sichtbarkeit als das Geschehen selber. Wichtiger ist das Gesehenwerden – als das genaue Hinsehen und Zögern und Nachdenken.

Religion als Sichtbarkeit hätte den diskreten und gelegentlich auch subversiven Sinn der christlichen Religion verkannt. Nicht in äusserem Stand oder Wohlstand, auch nicht an «Medienpräsenz» zeigt sich, wie es Gott mit einem zu halten beliebt. Das ist trotz

aller Missverständnisse vom Protestantismus und seiner vermeintlichen «Arbeitsethik» zum Glück reformatorisch geklärt. Die Kritik der Werke gewährt eine gnädige Unsichtbarkeit des Glaubens. Und das ist gut so. Denn andernfalls könnte man auf die Idee kommen, wahre Religiosität wäre die, die sich an Gemeindeaufbau und dessen architektonischen Höchstleistungen zeige.

Religion – ohne Sichtbarkeit?

Aber – so wird der Einwand lauten – muss sich das Wahre an der Religiosität nicht wenigstens daran zeigen, dass die Religiösen die Wahren sind, die Guten und Gerechten? Wenn sich gar nichts zeigen würde, wäre der Verdacht naheliegend, da sei auch gar nichts. Eine Religion ohne Sichtbarkeit, das wäre noch nicht einmal Schein, sondern unsichtbares Sein – das vom Nichtsein nicht zu unterscheiden wäre.

Wahre Religion braucht keine Äusserlichkeiten. Aber heisst das, nur die Dessous sind wichtig? Keine Äusserlichkeiten, nur Innerlichkeit, inwendig im Herzen, nirgends sonst? Selbst ein Kierkegaard konnte der Sichtbarkeit nicht widerstehen, und sei sie sublimiert als Lesbarkeit. Der Schriftsteller wäre ja nicht, der er ist, wenn er nichts publizierte. Die öffentliche Lesbarkeit ist sicher eine Sichtbarkeit, und zwar eine durchaus ambivalente. Dann könnte der Satz von der «wahren Religiosität» auch selbstkritisch klingen. Denn Lesbarkeit ist immerhin eine sehr kenntliche Sichtbarkeit.

Ist die religiöse Schriftstellerei, das «viel Bücher machen», die eigentliche Kenntlichkeit der wahren, unsichtbaren Religiosität? Lesbarkeit als die Sublimierung der Sichtbarkeit? Im Horizont von Bilderverbot und sola scriptura könnte man das vermuten. Aber sollte dann gelten: soviel Bücher, soviel Sichtbarkeit? Soviel Lesbarkeit, soviel Phänomenalität? Das wäre *zu wenig* Kenntlichkeit des Unsichtbaren. Und es wäre lediglich Lesbarkeit desselben. Der unsichtbare Gott wie die unsichtbare Religiosität sind hoffentlich nicht nur kenntlich, indem sie lesbar werden.

Wäre eine Religion gänzlich unsichtbar – so wie ein verborgener Gott –, wäre sie eine verborgene Religion, eine Religion im Verborgenen. Das gibt es natürlich, und das mag jedem selbst überlassen bleiben. Aber so im Verborgenen seine private Religiosität zu pflegen, und sei es auch in der noch so frommen Kierkegaardlektüre des Einzelnen, ist doch etwas einsam und trostlos. Es wäre auch asozial. Sollte es das sein, worauf wir hoffen dürften? Sollte das denn alles sein? Wenn freudig vom Reich Gottes die Rede ist oder die

Schreibe, ist jedenfalls nicht solch eine einsame Lektürefrömmigkeit gemeint. Die *Weltlichkeit* der Religion lebt auch davon, dass sie sich zeigt. Nicht dass sie immer auf sich zeigt, sondern dass sie es wagt, sichtbar zu sein.

Religion zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit

«Der Glaube ist in seinem eigenen Sinne als das Dasein umgestaltend nicht wahrnehmbar, er ist als das Ergreifen Gottes und *als rechtfertigender Glaube kein Phänomen des Daseins*. Die Glaubensgerechtigkeit ist im Dasein nicht aufweisbar»⁵, meinte Rudolf Bultmann. Das klingt auf andere Weise prekär. Wenn der Glaube kein Phänomen ist – was ist er dann? Glaube *als Erfahrung* oder Glaube *als Verstehen*, das wären Phänomene, gegeben und durchaus aufweisbar. Dass er das nicht sei – weckt verschärft die Zweifel am Sein eines Unsichtbaren, eines vermeintlichen Nicht-Phänomens.

Nicht darauf zeigen zu können, ist das eine. Dass sich nichts zeigt, das andere. *Zwischen* dem, was sich gar nicht zeigt und dem, worauf man zeigen kann – gibt es einen Zwischenraum, in dem alles spielt, was zwischen dem Willen zur Sichtbarkeit und dem zur Unsichtbarkeit liegt. Denn die «wahre Religiosität» ist keineswegs das, was sich nicht zeigen kann.

Die Unsichtbarkeit, die in Kierkegaards Bemerkung anklingt, ist qualifizierter und bestimmter. Es ist – eine Religiosität, *auf die man nicht zeigen kann*. Man kann sich mit der Religion, in der man lebt und die man lebt, nicht brüsten, gar auf «Erfolge in Sachen Religion» verweisen. Quoten für den Gottesdienstbesuch, Taufquoten gar, je mehr, desto besser, oder Missionserfolge und ähnliche Quantifizierungen in Sachen Religion – das wäre ein Greuel in den Augen Kierkegaards, und nicht nur in seinen. Darin kann man ihm gerne zustimmen, auch wenn jüngste Kirchenkrisentherapieversuche auf eben solche Steigerungen der Sichtbarkeit setzen.

Worauf man nicht zeigen kann, ist aber mitnichten etwas, was sich nicht zeigen kann. In doppeltem Sinne: die so angedeutete Religiosität kann sich durchaus zeigen, und warum sollte sie sich nicht auch sehen lassen können?

Das wird sofort prekär und schief, wenn Religiosität hofiert und kokettiert. Als würde sie sich der Sichtbarkeit entziehen, um nur noch sichtbarer zu sein. So mag die Logik der Sichtbarkeit in Sachen Dessous funktionieren. Solche Spiele gibt es offensichtlich auch in

⁵ R. Bultmann, Das Problem der «Natürlichen Theologie», in: ders., GuV I, Tübingen 1980, 294–312, 311.

Sachen Religion. Steigerung der Sichtbarkeit durch Verkleinerung ihrer Anzeichen und Symbole, bis zum römischen Priesterkragen, den man in Talkshows aufblitzen lässt, um kirchliche Präsenz zu markieren. Minimierung der Sichtbarkeit als ihre Steigerung.

Religion, wenn sie an Unsichtbarkeit kenntlich ist, zeigt sich nicht ostentativ, nicht gewollt und absichtlich. Sie zeigt sich beiläufig und selbstverständlich. Etwa in der Selbstverständlichkeit im Umgang mit anderen. Sie muss sich nicht erklären, auch nicht begründen und verteidigen. Sie blühet, weil sie blühet. Wenn sie denn blühet, zwischen Trockenblumen und Sumpfb Blüten.

In einer diskreten Selbstverständlichkeit kann sie sich auch sehen lassen, will sagen, sie braucht sich nicht zu verstecken. Denn sie braucht die Sichtbarkeit auch nicht zu scheuen. Als könnte nur wahr sein, was verborgen bleibt. Sie ist nicht lichtscheu. Denn im Licht der Öffentlichkeit vergeht ihre Wahrheit nicht. Wenn diese Wahrheit aber vor allem beansprucht wird, zur Geltung gebracht und möglichst unwidersprechlich präsentiert – dann ist der diskrete und subversive Sinn wahrer Religiosität schon verspielt.

Kenntliche Religiosität

Nicht die «unsichtbare Religiosität» als die wahre, heisst es bei Kierkegaard, sondern «wahre Religiosität» als «nicht zu sehen», als unsichtbar also. Was mag das heissen, «an der Unsichtbarkeit kenntlich»? Es weckt jedenfalls Zweifel und Rückfragen. Das kann doch wohl nicht wahr sein, dass das Wahre immer unsichtbar bliebe. Dann würde es sich nie und nimmer zeigen, bliebe verborgen – bis sich Zweifel regten, ob es dergleichen denn überhaupt gebe. Was schlechthin unsichtbar wäre und immer bliebe, wäre kaum der Rede wert.

Es widerspräche wohl auch dem Credo, dass Gott Mensch wurde, auf dass wir seine Herrlichkeit sehen. Dass Christus einen Leib hat, sichtbar wird in dieser Welt – ist doch kaum an der Unsichtbarkeit kenntlich. Kurz gesagt: ist dieses Plädoyer für die Unsichtbarkeit der wahren Religiosität nicht doketismusanfällig? Als wäre das Sichtbare nur schlechter Schein und das wahre Sein auf ewig unsichtbar, der Phänomenalität dieser Welt entzogen? Wäre es dann noch in dieser Welt?

Was «an der Unsichtbarkeit *kenntlich*» ist, das kann nicht bloss unsichtbar sein. Wie es «gute» und «schlechte» Unendlichkeit gibt, könnte es auch «gute» und «schlechte» Unsichtbarkeit geben. Die schlechte wäre blosser Negation der Sichtbarkeit. Was kein Auge je gesehen hat und sehen wird. Das ist unendlich viel. Alles, was sich

nicht dem Auge zeigt. Gute Unsichtbarkeit hingegen wäre die, die vielleicht *sich* nicht zeigt, aber sich vielleicht doch an Spuren zeigt.

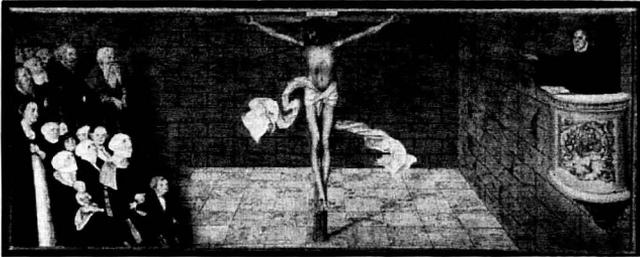
Wenn Kierkegaard von der Kenntlichkeit des Unsichtbaren spricht, lässt er erwarten, dass es sich «*erkenntlich*» zeigt. Es ist irgendwie erkennbar, sei es an Spuren und Anzeichen, sei es daran, sich wie indirekt auch immer zu zeigen. «*Indirekte Sichtbarkeit*» wäre eine mögliche Kenntlichkeit des Unsichtbaren. Die «*posteriora Dei*», sein Abglanz etwa im Angesicht Moses, als er vom Berg stieg, wären solch eine indirekte Sichtbarkeit. Dort zeigt er sich, an seinen Spuren.

Ecce imago

Der Mensch ist imago Dei – *zwischen* Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Als imago ist er nicht einfach durchsichtig auf den, dessen imago er ist. Nicht nur, dass seine imago verstellt oder verloren ist. Auch wenn man diejenigen bedenkt, die als *iusti* anzusprechen wären, trotz aller Sünde, sind sie doch nicht transparent auf den, dem sie ihre Gerechtigkeit verdanken. Nur die eine imago, die nach Kol 1,15 als wahre imago angesprochen wird (nicht die *vera ikon* des Turiner Grabtüchleins), gilt als schlechthin transparent auf den, dessen imago er ist. Die Sichtbarkeit Gottes in seinem Sohn – ist aber offensichtlich keineswegs eine Durchsichtigkeit. Sonst wäre die Leiblichkeit Christi gespenstisch. Dass er sichtbar ist und nicht unsichtbar, dass er in seiner Leiblichkeit auch opak ist, undurchsichtig, das erst lässt den Unsichtbaren in ihm kenntlich werden. An dieser Sichtbarkeit und Undurchsichtigkeit wird auch die wahre Religion kenntlich.

«Der Gott, auf den man hinzeigen kann, ist ein Götze, und die Religiosität, auf die man hinzeigen kann, ist eine unvollkommene Art von Religiosität»⁶, meinte Kierkegaard im Anschluss an das oben notierte Zitat. So recht das klingt in Tradition der Bild- und Götzenkritik von Judentum wie Christentum – es könnte doch die Pointe der Christologie übersehen. *Ecce imago*:

⁶ Kierkegaard, Nachschrift II, 183.



Predella des Cranach-Altars, Stadtkirche Wittenberg,
Lucas Cranach d.J. zugeschrieben

— Dr. Philipp Stoellger ist Professor für Systematische Theologie und Religions-
philosophie an der Universität Rostock.